



Werner Schiffauer: Parallelgesellschaften. Wie viel Wertekonsens braucht unsere Gesellschaft? Für eine kluge Politik der Differenz. Bielefeld: transcript 2008.

„Über ‚Parallelgesellschaft‘ und ‚Leitkultur‘ wird seit einigen Jahren intensiv und vor allem sehr emotional gestritten. Dabei wiederholen sich die Argumente.“ (7) Diese lakonische Feststellung steht am Anfang der Abhandlung des Kultur- und Sozialanthropologen Werner Schiffauer und markiert zugleich ihren Anspruch. Schiffauer nimmt sich vor, aus diesem Zirkel der sich wiederholenden Argumente auszubrechen; er plädiert für eine „Kultur des genauen Hinsehens“, einen „neuen Realismus“ und eine „kluge Politik der Differenz“. Mit anderen Worten: das Buch verspricht, neue Einsichten, Ordnung und Mäßigung in eine emotionalisierte und redundante Debatte zu bringen.

Dabei geht Schiffauer doppelt rekonstruktiv vor. Zunächst werden drei Positionen im Streit um „Leitkultur“ rekapituliert und zueinander in Beziehung gesetzt. Es folgen exemplarisch für die „Kultur des genauen Hinsehens“ drei ethnologische Fallstudien. Deren Intention ist klar: „Konkret soll in einer Auseinandersetzung mit den Leitkulturtheoretikern in ihren beiden Schattierungen nachgewiesen werden, dass gesellschaftliche Solidarität auch in Situationen kultureller Differenz entsteht und behauptet werden kann.“ (18) Dafür sei nicht eine „gemeinsame Plattform von zentralen Überzeugungen und Orientierung entscheidend“, sondern die „Aufrechterhaltung von kulturellen Austauschprozessen.“ (18) Diese These wird schließlich in den letzten drei Kapiteln expliziert, in denen Schiffauer Schlussfolgerungen aus den Fallstudien zieht und sein politisch-normatives Programm entfaltet.

Die drei bestimmenden Positionen im Streit um „Leitkultur“ und „Parallelgesellschaften“ unterscheidet Schiffauer danach, welche Rolle sie der „Kultur“ im Hinblick auf gesellschaftliche Integration zuweisen. Eine erste Position zeichnet ein düsteres Bild von „Parallelgesellschaften“ als archaische und abgekoppelte Orte des Unrechts und der Gewalt. Die Kulturfrage wird zur Schlüsselfrage für Integration: Ohne einen gesellschaftlichen Konsens über grundlegende Werte – eine „Leitkultur“ – drohe die Gesellschaft zu zerfallen. Schiffauer unterscheidet zwei Fraktionen: Die erste habe die „westliche Wertegemeinschaft“ im Sinne einer europäischen Werteordnung zur „Leitkultur für Deutschland“ erkoren (10f.), bekenne sich zu einer „Tradition der Toleranz“ (11) und fordere die Einhaltung bestimmter Grenzen, die sich an „Prinzipien“ festmachen lassen. Der zweiten Fraktion sei eine europäische Wertegemeinschaft „zu abstrakt und zu blutleer“; sie halte an einer (nationalen) „deutschen Leitkultur“ fest und rücke „Symbole“ in den Vordergrund (11). Beiden Fraktionen falle es schwer, die „Leitkultur“ mit Inhalt zu füllen – sie fokussieren daher Grenzen, an denen insbesondere gegenüber muslimischen ImmigrantInnen festgehalten werden müsse, bzw. Symbole, die „nicht deutsch“ seien.

Die zweite, marktliberale Position veranschlage den Faktor Kultur für gesellschaftliche Integration deutlich geringer und sehe in ihr vor allem eine Wertschöpfungsressource. „Parallelgesellschaften“ seien in dieser Perspektive kein Grund zur Beunruhi-

gung, sondern in Einwanderungsgesellschaften normale und – als Anlaufstellen und Orte sozialen Rückhalts – notwendige „Durchlauferhitzer“.

Positionen, die sowohl der „Leitkultur“ als auch der rein ökonomischen Logik kritisch gegenüberstehen, fasst Schiffauer zu einer dritten Fraktion zusammen. Deren „Macht- und Rassismuskritik“ (13) konzipiere Kultur als Machtfrage. Nicht die Kultur der Zugewanderten, sondern der Rassismus der Mehrheitsgesellschaft sei das Problem und spiele eine Rolle bei der Herausbildung von „Parallelgesellschaften“. Diese Position kritisiere die Essenzialisierung von Unterschieden, tue sich über die vage Forderung nach einer respektvollen Kultur der Diversität hinaus jedoch schwer mit der Formulierung einer positiven Vision für den Umgang mit Differenz und damit, die Kritik auch auf die „Einwanderergesellschaft“ anzuwenden.

Wenig überraschend übernimmt Schiffauer keine dieser Positionen. Zwar bringe jede Fraktion wichtige Aspekte in die Diskussion ein, verabsolutiere sie aber sogleich. Diese Komplexitätsreduktion lasse die Debatte abgehoben erscheinen. Dagegen setzt Schiffauer die Vielschichtigkeit des Konkreten.

Die drei Fallstudien befassen sich, den Forschungsschwerpunkten des Autors entsprechend, mit türkisch-islamisch geprägten Milieus und greifen drei Schock-Themen der Debatte über Parallelgesellschaften auf: „Ehrenmorde“, die Aktivitäten islamischer Gemeinden in „Einwanderervierteln“ sowie die gesellschaftlichen Identifikationen und Loyalitäten junger Menschen mit Migrationshintergrund. Alle Beispiele werden mit kurzen, fast stereotypischen Darstellungen der öffentlichen Deutungen zum Thema der Fallstudie eingeleitet. Das so gezeichnete Bild der „Parallelgesellschaft“ wird sodann durch die Einzelstudien aufgebrochen.

Der „Ehrenmord“ gilt als Symbol unüberbrückbarer Fremdheit und evoziert das Bild einer geschlossenen Parallelgesellschaft, die nach eigenen (archaischen) Regeln richtet. Die erste Fallstudie stützt sich auf ein von Schiffauer angefertigtes Gerichtsgutachten zu einem versuchten „Ehrenmord“. Ihr liegen sowohl die Ermittlungsakten als auch Gespräche mit dem Angeklagten und dem Opfer zugrunde. Zwar führt Schiffauer die Tat auf einen Wertekonflikt zurück, allerdings bestehe der Konflikt nicht zwischen den Werten des Immigranten und denen der Mehrheitsgesellschaft. Statt dessen steht im Zentrum der Wandel des Ehrbegriffs unter den Bedingungen der Migration, bzw. „unter dem Einfluss der Situation in Deutschland (was nicht heißt: unter dem Einfluss der Deutschen)“ (22). Eindrücklich und sorgfältig beschreibt Schiffauer die Vorgeschichte der Tat und den Umgang der Beteiligten mit dem Konzept der „Ehre“. Dabei wird nicht nur die Komplexität des Systems „Ehre“ in der Herkunftsregion des Täters deutlich. Es wird gezeigt, wie Werte- und Deutungsmuster sich in der Migration durch ein „komplexes Ineinander und Gegeneinander von *werttransformierenden* und *wertestabilisierenden* Prozessen“ (40) entwickeln. In der Großstadt verliert die Ehre ihren zwingenden Charakter und der Spielraum der Familienmitglieder wächst erheblich, was eine Individuierung, Subjektivierung und Generalisierung „des Wertes „Ehre“ ermöglicht. Gleichzeitig existiert die Rhetorik der Ehre als wirkmächtiges Deutungsschema und Sprachschablone weiter. Insbesondere in den „Eckensteherkulturen in den Einwanderervierteln“ wird Ehre zum „ethnischen *Marker*, durch den Selbstbehauptung, Stolz, Widerstand und Differenz gekennzeichnet werden.“ (43) Ein anderer wertestabilisierender Faktor sei beispielsweise der anhaltende Familiennachzug aus der ländlichen Türkei, bei dem auch die gegenseitige Klischeebildung als Deutschländer (*alamanci*) bzw. Hinterwäldler (*kıro*) eine Rolle spiele. Schiffauer negiert einen Zusammenhang des Systems „Ehre“ mit dem Islam mit dem Verweis auf seine religionsunabhängige Verbreitung im gesamten Mittelmeerraum sowie darauf, dass es mit der Urbanisierung zu einem „Unterschichtenphänomen“

geworden sei. Es wird deutlich: „Ehre“ und „Kultur“ sind als Erklärungen inadäquat, das „Einwanderermilieu“ ist keine monolithische „Parallelgesellschaft“.

Die Arbeit islamischer Gemeinden wird am Beispiel der Islamischen Gemeinde Milli Görüş (IGMG) beleuchtet, insbesondere in den Bereichen der Jugendarbeit, der Sommercamps (Korankurse) sowie der Familienarbeit.

Auch hier werden komplexe Prozesse deutlich, die sich nicht auf eine einfache Formel reduzieren lassen. In allen betrachteten Tätigkeiten entfalten sich starke Bindungskräfte in Richtung der „Mehrheitsgesellschaft“. Die so generierten Integrations- und Empowerment-Effekte überwiegen für Schiffauer etwaige Abschottungs- und Radikalisierungsgefahren, die von der intensiven Einbindung in die IGMG und der Vermittlung einer „starken islamischen Identität“ ausgehen könnten. Der Autor kritisiert damit die Lesart einiger Verfassungsschutzämter.

Die dritte Fallstudie widmet sich der ebenfalls heiß diskutierten Frage der Identifikation und Loyalität junger Menschen mit Migrationshintergrund. Dabei wird die Rolle der exklusiven Konzeption von „Deutsch-Sein“ – verbunden mit einem Eindeutigkeits- und Bekenntniszwang (92) – ebenso beleuchtet wie die positiven Gründe für starke lokale Identifikationen insbesondere in der Großstadt. Deren Stärke dient Schiffauer als Beleg dafür, dass Loyalität und Solidarität sich auch aus anderen Quellen speisen können als aus gemeinsamen Werten, und als Grund für zukunftsorientiertes lokales Engagement.

Schiffauers Schlussfolgerung: Das Hauptproblem des Leitkulturgedankens verschwindet, wenn man den inadäquaten Kulturbegriff hinter sich lässt, auf dem die Debatte basiert. Gegen einen auf Herder zurückgehenden essenzialisierenden Kultur(kreis)begriff setzt Schiffauer mit Blick auf Norbert Elias die These, Kultur werde „gemacht“. Dieses prozessuale Kulturverständnis ermöglicht, weiterhin temporäre (und nicht verdinglichte) Gemeinsamkeiten im Rahmen des (als kommunikativen und sozialen Raum konzipierten) Nationalstaats zu denken. Das ist nicht revolutionär, aber trotzdem wichtig. Entscheidend für die Integration einer Gesellschaft seien dementsprechend nicht identische Merkmale, sondern Familienähnlichkeiten; nicht ein gemeinsames Wertefundament, sondern fließende Übergänge und zahlreiche Vernetzungen.

Die Empfehlungen für eine „kluge Politik der Differenz“ im 6. Kapitel laufen auf einen offenen und respektvollen gesellschaftlichen Austausch zur Schaffung dieser Überlappungen und Vernetzungen hinaus. Dazu gehören die Anerkennung der „kulturellen Dilemmata“ von Menschen mit Migrationshintergrund, die Vermeidung von Eindeutigkeitszwängen und der Verzicht auf Einmischung. „Leitkultur“ sei aus all diesen Gründen abzulehnen. So bietet Schiffauer eine differenzierte Variante der eingangs erwähnten dritten Position an, die einen Perspektivwechsel in der Mehrheitsgesellschaft einfordert.

Allerdings werden bei der Lektüre Beispiele für die Grenzen dieses Anspruchs augenfällig. Zwar lehnt Schiffauer die der Vorstellung einer „Leitkultur“ inhärente Asymmetrie ab. Die Blochsche Formulierung der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (22) beschwört jedoch das Bild einer Zeitachse des Fortschritts (und der Aufklärung) herauf, auf der „wir“ in den urbanen und/oder westlichen Gesellschaften schon weiter sind als „die“ in den ländlichen Herkunftsgesellschaften der ImmigrantInnen. Sicher: Das „Wir“ Schiffauers ist inklusiver als das „Wir“ Schönbohms. Dennoch gibt es da Menschen, die einer Zivilisierung bedürfen – die bei Schiffauer „Mäßigung“ heißt und durch die Kooperation und Vernetzung mit verschiedenen Akteuren entsteht (120f.).

Die Feststellung, dass es in Deutschland keinen symbolischen Raum für Immigranten im Diskurs gebe, bleibt ohne Konsequenzen. Zwar räumt Schiffauer dem dafür symptomatischen Mangel an adäquaten Bezeichnungen für die Menschen, von denen er spricht, einige Zeilen ein (98). Trotzdem bezeichnet er Personen, deren Großeltern in die

Bundesrepublik zuwanderten, als „Migranten“, was nach eigenem Bekunden „schlicht falsch“ ist. Er vermischt soziale Gruppen mit „Generationen“ und schreibt diesen nicht nur jeweils bestimmte Charakteristika, Werte und Gefühle zu, sondern auch ein anderes „Heimatland“. Weiter geht Schiffauer davon aus, dass auch Kinder und Enkelkinder hier lebender MigrantInnen „Anpassungsleistungen“ zu erbringen bzw. erbracht hätten (97). Damit reproduziert er einerseits den Integrationsimperativ, andererseits die von ihm kritisierte banale „*Ver-Anderung*“ (96). Daran werden die dilemmatischen Eigenschaften sozialer Repräsentation deutlich.

Parallelgesellschaften gibt es nicht – so ließe sich dieser Text zusammenfassen. Schiffauer gelingt es tatsächlich, die übliche Struktur der Debatte zu überwinden. Die Fallstudien sind die stärksten Momente des Buches, das rekonstruktive Verfahren öffnet den Blick für neue Perspektiven. Wer allerdings den geforderten Perspektivwechsel von einer organischen Kulturvorstellung à la Herder hin zu einer prozessualen Vorstellung von Kultur als etwas, das sozial „gemacht“ wird, bereits vollzogen hat, wird über die Fallstudien hinaus nicht viel Neues erfahren. Schiffauers Anliegen scheint eine Art „Ausstiegshilfe“ aus der Leitkultur-Debatte zu sein, auf die er verständnisvoll eingeht. Dabei wäre der eine oder andere Schritt weiter sicherlich wünschenswert. Dennoch ist die von Schiffauer gebaute Brücke zu einer anderen Rahmung gesellschaftlicher Debatten ein wichtiger Beitrag, fallen doch auch KritikerInnen der „Leitkultur“ immer wieder darauf zurück, ein Fundament gemeinsamer Werte zu fordern. **Elena Buck**

Gérard Bouchard/Charles Taylor (Ed.): Building the Future. A Time for Reconciliation; Commission de consultation sur les pratiques d'accommodement reliées aux différences culturelles. Québec: 2008.
<http://www.accommodements.qc.ca/documentation/rapports/rapport-final-abrege-en.pdf>

Es ist schon einige Zeit her, etwa 140 Jahre, dass die Staatsregierung im Königreich Sachsen im sogenannten Vormärz eine große soziale Enquete organisierte. Die Lage der Arbeiter und der kleinen Handwerker wurde zunehmend prekärer – eine Folge des rasanten und ziemlich ungesteuerten industriellen Wachstums sowie mehrerer Missernten. Die „arbeitenden Klassen“ begannen sich zu organisieren, und die „Extreme des Kommunismus“ bedrohten das aufstrebende Bürgertum. In dieser Situation Anfang 1848 richtete ein Abteilungsleiter im Innenministerium einen flammenden Appell an „Arbeiter und Arbeitgeber aller Klassen“ unter „Sonderung der Gewerbe“, sich in Kommissionen einzufinden, um „Material zu sammeln, die wirklichen Zustände zu erörtern und darzustellen, sowie ihre Ansicht über die mögliche Abhilfe“. Die Fragestellung an diese Ausschüsse hieß: „Was thut vor Allem Noth in der Arbeiterfrage?“ und wurde in 384 Einzelfragen unterteilt, die in der Regel qualitativ zu beantworten waren. Bei 1.975 Ausschüssen, die ihre Antworten einschickten, liegt es auf der Hand, dass die Hauptkommission mit der Auswertung des Materials heillos überfordert war. Unglücklicherweise kam auch noch die „Revolution“ dazwischen, so dass diese Enquete schließlich scheiterte.

Fortan verlegte man sich darauf, die sozialen Zustände in modernen Staaten quantitativ zu erfassen; so ließen sie sich besser operationalisieren. Das ist dann auch das Hauptgeschäft der amtlichen Statistik und der Soziologie geworden. Die Enquete hat